

**→ WAS HABEN KULTUR UND DEMOGRAFIE
MITEINANDER ZU TUN?
ANMERKUNGEN ZU EINEM BISLANG WENIG
REFLEKTIERTEN VERHÄLTNIS**

MARTIN ROTH, ULRIKE RICHTER

Das Thema Kultur und Demografie kann nur von zwei Seiten sinnvoll betrachtet werden, nur zwei Fragestellungen sind relevant: Sollten die demografischen Prognosen zutreffen, wie reagiert dann der Kulturbereich darauf? Und sollte eine der Folgen des demografischen Wandels die Öffnung Deutschlands für Immigranten sein, wie verhalten sich dann die Kulturinstitutionen? Immerhin wird Kultur – und nur Kultur – dann jene Kohäsion liefern, die die Gesellschaft zusammenhalten muss.

Es sei vorweg gesagt, dass wir in einer Zeit leben, in der Kultur gesellschaftlich mehr leisten muss, als dies bisher der Fall war. Das »Ende der Arbeit«, wie Alain Touraine (2000) es nennt, verlangt von der Kultur, zusätzlich Identitäten zu stiften, die bisher von anderen gesellschaftlichen Bereichen abgedeckt waren. Kultur in einer Zeit, in der

»wir unsere natürliche Umwelt schützen müssen, Teile unserer Städte wieder bewohnbar machen, interkulturelle Konflikte vermeiden, die Rechte von Minderheiten respektieren, Sorge für die Älteren und Hilfsbedürftigen tragen müssen, [...] Falls diese sozialen und kulturellen Probleme nicht gelöst werden, besteht die ernste Gefahr, dass die Wachstumsphase nicht lange anhalten wird und in unsere Gesellschaft chaotische Zustände einkehren.« (Ebd.: 11)

Vor diesem Hintergrund gilt es, das Verhältnis von Kultur und Demografie zu reflektieren. Demografie als Selbstzweck und ohne klare Positionierung ist innerhalb eines gesellschaftlichen und politischen Wandels nutz- und sinnlos.

Kultur und der Diskurs um den demografischen Wandel

Seit der Veröffentlichung des vierten »Altenbericht«¹ zur Lage der älteren Generation im Januar 2002 durch das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend schien ein angeblich neues Thema populär zu werden: Ab diesem Zeitpunkt entdeckte die deutsche Medienlandschaft die drohende »Vergreisung« der Gesellschaft und weitere Folgen des demografischen Wandels als ein auflagensteigerndes Thema – vorneweg der Herausgeber der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung«, Frank Schirrmacher (2004). Das Buch »Das Mephisto-Komplott« wurde innerhalb eines Jahres über 500.000 Mal verkauft und führte damit monatelang die Bestsellerliste an. Begleitet wurde dieser öffentliche Diskurs mit einer Debatte um die (Gesund-) Schrumpfung unserer Städte, um die kinderlose Gesellschaft und um die Frauen, die angeblich nicht mehr Mütter werden wollen und um Männer, die sich angeblich in einem »Zeugungsstreik« befinden.

Doch nicht nur die »alternde« Gesellschaft lässt bei vielen Sorgenfalten entstehen: Der zu erwartende Rückgang der deutschen Bevölkerung, der durch eine vermehrte Einwanderung ausgeglichen werden soll, entfachte eine Debatte um die »Deutsche Leitkultur«.

Lange war von Seiten der Kultur in dieser teilweisen polemischen und populistischen Diskussion, von der keiner wirklich sagen kann, ob Zahlen und Fakten zutreffen oder ob diese nur politisch geschickt interpretierbar sind, nichts zu hören. Aus einem guten Grund: Nimmt man Schlingensiefs »Radikalaufklärung« oder Inszenierungen wie die Dresdner »Die Weber« mit dem »Hartz IV-Chor« aus, beteiligen oder positionieren sich nur wenige Museen und Theater an aktuellen Diskussionen. Das Deutsche Hygiene-Museum Dresden ist sicherlich eine der wenigen Ausnahmen, da es sich schon seit Jahren immer wieder mit Ausstellungen in die »Demografiedebatte« einmischt – eine Debatte, die immerhin auch schon in der Gründungszeit des Deut-

1 Vgl. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 2002.

schen Hygiene-Museums², der Weimarer Republik, intensiv geführt wurde. Warum gibt es so wenige Kulturinstitutionen, die sich diesem angeblich herannahenden gesellschaftlichen Wandel stellen und als Konzept die öffentliche Diskussion suchen, obwohl selbst Kulturförderer – die Kulturstiftung des Bundes vorneweg – Initiativprojekte wie »Schrumpfende Städte« (*Shrinking Cities*) (unter der Leitung von Philipp Oswalt) auflegen?

Kultur in Deutschland ist seit den Erfahrungen der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts per se kritisch. Dies ist keine Ausrede bei der Klärung der Frage nach der mangelnden Auseinandersetzung mit Statistiken. Kultur übernahm die Rolle des kritischen Begleiters sozialer und politischer Ereignisse als eine bewusste Reaktion auf eine zahlengläubige Zeit, in der machtpolitische Maßnahmen allzu beliebig mit demografischem Material unterlegt wurden. So genannte »SPIEGEL-Themen« sind in der Museumswelt nicht geschätzt: Kultur braucht die Distanz zum Subjekt, um sich äußern zu können. Bisher ist die »Demografiedebatte« für die Kultur zu apodiktisch und zu wenig diskursiv.

Und Kultur folgt selten Trends. Stattdessen besitzt sie ein retardierendes Moment und ist bewusst konservativ, gerade nachdem sie sich in Deutschland zu oft vor den »Propaganda-Karren« der Politik hat spannen lassen.

Ohne Zweifel steht aber die Kultur im Spannungsfeld gesellschaftlicher Entwicklungen – und Wandel kann und soll sich auch dem nicht entziehen. Beispiele hierfür gibt es reichlich: Seit den 70er Jahren entstand eine Art »Migrationskultur«³, die in der Literatur, im Film und in der Kunst vertreten ist. Eine Vielzahl an gut gemeinten Integra-

2 Man denke hierbei nur an den Wiener Kreis und seinen Einfluss auf die Sozialmuseen.

3 Am Beispiel der Literatur waren bereits in 50ern erste Beispiele der »Gastarbeiterliteratur« in der westdeutschen Literaturlandschaft zu finden. Diese neue Erscheinung wurde von literaturwissenschaftlicher Seite erst 20 Jahre später als eine eigenständige, ernst zu nehmende Literaturform akzeptiert (vgl. Ackermann 1983).

tionsprogrammen wurde konzipiert, mit denen man sich in den unterschiedlichsten Kultureinrichtungen (so auch in Museen und Ausstellungen) anderen Kulturen öffnen wollte. Dazu gehörten vor allem museumspädagogische Programme, Theaterstücke im Lehrstil sowie Filme, die Herkunftsländer und den kulturellen ›Background‹ zu erläutern suchten. Doch diente diese Art und Weise der kulturellen Hinwendung mehr der Selbstvergewisserung der Deutschen in Bezug auf ihre Toleranz als der ›Integration‹ der Migranten.

Kultur, definiert als gemeinsame (Lebens-)Basis, bedeutet nicht den stetigen Versuch, nur die ungelösten Probleme zu benennen. Kultur ist vielmehr ein verbindendes Identitätselement, mit dem sicherlich mehr Spannung erzeugt und mehr Menschen betroffen gemacht werden könnten. Aktuelle Beispiele menschlicher Verwirrung und Hilflosigkeit findet man verstärkt seit dem 11. September 2001 bei Themen wie Terrorismus, ›Verwestlichung‹ oder ›Clash of Civilizations‹, die zunehmend an Aktualität und Popularität gewinnen.

Zurück zum formulierten Thema Demografie und Kultur: Hätte man stets den Anspruch, den (An-)Forderungen an die Kultur die angebliche Realität in den Institutionen folgen zu lassen, dann hätte man sich seit den 80er Jahren auf die prognostizierte Freizeitgesellschaft, den beschriebenen »Übergang von protestantischen Tugenden der Pflichterfüllung zu Hedonismus und Selbstverwirklichung« (Bittner 2001: 15) eingestellt.

Das Wissen um den demografischen Wandel ist mittlerweile groß: Ein unübersichtliches Zahlenwerk und portionierte Interpretationen in Form von Prognosen füllen die Medien. In Zeiten der ›Informationsgesellschaft‹, in der eigene Interpretationen überflüssig werden, ist eine gewisse ›Zahlenblindheit‹ auszumachen. Die Zahl ist allmählich zum Sinn, zum Selbstzweck geworden (vgl. Loter 2004). Die Rolle der Kultur muss nun sein, zu hinterfragen, ob Zahlen die Wirklichkeit zu repräsentieren vermögen und ob gesellschaftliche Prozesse algorithmisch verlaufen. Das Leben, die Gesellschaft und erst recht die Kultur sind ›unberechenbar‹. Die Kulturschaffenden können natürlich nur mit ›Weichbildern‹ argumentieren. Sobald sie sich auf die Diskussion um die Zahlen und Fakten einlassen, verlassen sie den freien Rahmen der Interpretation und begeben sich in das Feld der Politik oder der

»Bedingungen der Möglichkeiten«, wie es Ulrich Raulff (2005) frei nach Kant nennt. Wer einmal die Kultur der Politik wegen einschränkt, gibt sie für immer auf, denn: »Das einmal Verlorene bringt keine Ewigkeit zurück. Bauwerke mögen sich rekonstruieren lassen (wie die Dresdner Frauenkirche), aber den lebendigen Geist einer Kultur, ihre künstlerische Libido, erweckt kein Zauberstab zum zweiten Leben.«

Statistiken als Ideologiefutter?

»Der diskrete Charme der Demografie« nennt Michael Meyer (2005) den Versuch, die Bevölkerungsentwicklung nicht nur als Horrorszenario erscheinen zu lassen. Er konfrontiert Zahlenargumentationen mit Beispielen aus dem »wirklichen« Leben.

Die heute 50- bis 60-Jährigen erinnern sich gut daran, dass man vor 40 Jahren das vollkommen überbevölkerte Deutschland beklagte: Städte, die ineinander verschmelzen, unendliche Autobahnbänder von Horizont zu Horizont und indische Verhältnisse wurden prognostiziert. Und heute? Wenn die demografischen Erwartungen stimmen, schrumpft in 100 Jahren – so alt werden demnächst durchschnittlich die weiblichen Mitglieder unserer Gesellschaft – die Weltbevölkerung. Bisher wurde panikmachend das Gegenteil erzählt. Versteht dies der Zeitungsleser, ohne politische Manipulation dahinter zu vermuten?

Oder betrachtet man die geradezu lächerliche postkoloniale Geste, die Geburtenbevölkerung in der Dritten Welt beeinflussen zu wollen, während seit den 80er Jahren das Aids-Virus unablässig einen ganzen Kontinent – Afrika selbstredend – aufs Unmenschlichste dezimiert, todkranke Waisen zurücklassend.⁴ Wie sollen hier Statistik und Realität überhaupt in Bezug gesetzt werden?

Was haben die Demografie und Roland Berger gemeinsam? Statistiken und Berater – und am besten beide zusammen – sind immer hervorragend dazu geeignet, schlechte Nachrichten als Gegebenheit des Schicksals und nicht als politische und wirtschaftliche Fehlplanungen erscheinen zu lassen. Wenn man genügend Literatur zum

4 Als Beispiel für die Legitimationspublizistik siehe Leisinger 1999.

Thema Demografie gelesen hat, kann man sich irgendwann nicht mehr des Eindrucks erwehren, dass die Demografie sehr flexibel gegen »Fortschrittsfeinde« – frei nach Rolf Peter Sieferle – eingesetzt werden kann. Der »Zusammenbruch des Fortschritts«, so Sieferle (1984: 264), »bedeutet, dass [...] sich plötzlich alle Kontrahenten in der Gegenwart befinden und darüber streiten, wie es weitergehen, und nicht, ob die Entwicklung beschleunigt oder gebremst werden soll«. Für dieses »Wie« anstelle des »Ob« bietet die Demografie das probate ideologische Instrumentarium – fern vom sicheren Grund der Geschichtskenntnisse in der Gegenwart über die Utopien von morgen.

Shrinking Culture?

Möglicherweise haben wirtschaftliche und besonders demografische Voraussagen einen größeren Einfluss auf die bundesweite Kulturdichte, als wir uns in unserer Alltagskurzsicht vorstellen können. Dass die Wissenschafts- und Bildungspolitik seit langer Zeit demografiegestützt geplant wurde, ist allen, die das Wort »Pillenknicke« oder »Babyboomer« kennen, seit langem bewusst. Aber es ist bei Politikern noch überraschend unpopulär, auch im Bereich der Kultur mit demografischen Materialien zu drohen. Ein kluger Überraschungscoup, solange die Kunst nichts dagegen zu setzen hat.

Im Rahmen des Initiativprojektes »Shrinking Cities« der Kulturstiftung des Bundes wird Schrumpfung als Chance gesehen. Ist dies reiner Zynismus? Welche Rolle spielt noch das klassische Museum, wenn unsere Städte schrumpfen? Unplanbar?

Nur um das Szenario zu verdeutlichen, sollen hier die Prognosen für Sachsen, das engere Einzugsgebiet der Staatlichen Kunstsammlungen, aufgezeigt werden: 19,1 Prozent der Sachsen sind derzeit arbeitslos, wobei Dresden mit 15,7 Prozent relativ gute Zahlen vorweist. 2020 werden 9,6 Prozent über 80 Jahre alt sein, vor drei Jahren waren es noch 4,8 Prozent. Hoyerswerda wird in 16 Jahren den Höchststand von 16,9 Prozent erreichen, wobei Dresden als attraktive Stadt interessanterweise nur 8,3 Prozent aufweisen wird. Besonders dramatisch ist die Tatsache, dass Jugendliche abwandern: Hier bilden Dresden und Leipzig den Gegenpol. So stieg in Leipzig der Anteil der 18-

24-Jährigen um 53,1 Prozent, die Universitätsstadt liegt damit auf Platz 1.

Diese Zahlen bilden ein wahres Plädoyer, in Kultur und Bildung zu investieren, somit das Leben attraktiver zu gestalten und Menschen an Orte zu binden oder gar zur Ansiedlung zu bewegen. Das große Problem in Sachsen ist der niedrige Ausländeranteil: 12 Prozent besitzen in Baden-Württemberg keine deutsche Staatsbürgerschaft, 13,4 Prozent sind es in Berlin – Spitzenreiter in Sachsen ist Leipzig mit 6,5 Prozent (vgl. Hübler 2006). Damit die Menschen in Sachsen auf die Zukunft vorbereitet werden, hat die »Sächsische Zeitung« eine Serie zum »Bevölkerungsschwund«, »Sachsen ohne Sachsen«, aufgelegt, in der nach dem »Vorher-Nachher-Prinzip« das triste Leben in Ruinen, ohne Arbeit, ohne Licht, bedroht von marodierenden Motorradgangs beschrieben wird – und dem die Alternative gegenüber gestellt: flexible Arbeitsstruktur, mobiler Handel, »Leih-Omas« und gesellschaftliches Engagement, um Leben in die Ruinen zu bringen (Heintges 2006).

Angesichts dieser Szenarien stellt sich sofort die Frage, ob Kultur es vermag, die notwendigen sozialen Angebote zu vermitteln. Oder sollten scheinbar überflüssige Kulturinstitutionen abgeschafft werden, weil sie in Zukunft nicht mehr finanzierbar sind, auch wenn sie zur Attraktivität einer Stadt oder Region beitragen würden? Außerdem ist in Deutschland die Frage berechtigt, ob nicht das kulturelle Angebot schon längst ausreicht? Weshalb benötigen wir 6000 Museen, wenn die Bevölkerung schrumpft?

»Wir müssen uns fragen, was wir uns in Zukunft eigentlich noch leisten wollen«, wird der Finanzexperte Helmut Seitz von der TU Dresden im »Behörden-Spiegel« zitiert. Er fordert, die Bedarfsstrukturen zu verändern und die Ausgabenstruktur umzulenken, da es mehr Geld für die Kommunen nicht geben wird. Das kann darauf hinauslaufen, dass »in Zukunft nicht mehr jeder ein Kulturhaus haben kann«, so Seitz (zit. n. Proll 2006), der ähnlich wie die meisten Politiker Kultur nicht als Stabilitätsfaktor unserer Gesellschaft betrachtet, sondern als ein stornierbares *nice-to-have*.

Wo sind die Kulturentwicklungskonzepte, die es uns erlauben, die Frage offen zu diskutieren, ob »Breiten- oder Leuchtturmförderung«

notwendig ist, wenn Kultur möglicherweise den einzigen gesellschaftlichen, identitätsbildenden Zusammenhang und Zusammenhalt in Zeiten einer *Shrinking Society* darstellt?

Die zukünftige gesellschaftliche Herausforderung angesichts des demografischen Wandels bedeutet, dass ›die Kultur‹ vor neue Aufgaben gestellt wird. Doch sind die kulturellen Institutionen bisher auf den eventuellen Paradigmenwechsel vorbereitet? Welche Handlungsnotwendigkeiten, aber auch welche neue Chancen ergeben sich für die Kultur in Anbetracht der gesellschaftlichen Herausforderung?

Die Akteure

»Es sind noch viele intellektuelle Schlachten zu schlagen, bevor der Kampf um ein wirkliches Begreifen der ›alternden Gesellschaft‹ gewonnen werden kann: diese nicht nur als ein Bevölkerungsaggregat zu sehen, bei dem der Anteil der älteren Menschen zunimmt, sondern auch [als] ein System von Strukturen, Rollen und Beziehungen, welche für das Alter eine fundamentale Basis darstellt.« (Riley/Riley 1994: 446)

Bei der ganzen Diskussion vermissen wir daher den Blick auf die heutigen Akteure, auf diejenigen, die sich an dem heutigen Diskurs beteiligen: Wer entwirft heute die Konzepte für morgen, wer stellt sich der Situation? Haben diese in einer Zeit der eher apolitischen Kunst überhaupt die Möglichkeit, sich gesellschaftspolitisch so zu äußern, dass davon Impulse ausgehen? Und wodurch ist der heutige Blick auf das Älterwerden geprägt?

Die Sinngebung durch Kultur fällt in dieser Debatte schwer: Ist Alter beängstigend, eine Chance, die Vorstufe vom Traum vom ewigen Leben, eine Verlängerung von Krankheit und Schmerz?

Wenn man Kultur auch als Selbstdefinition, als Anspruch an die eigene Lebensgestaltung versteht, dann ist es bisher nicht gelungen, das Thema »Alter« zwischen Religion und Politik in der öffentlichen Kulturdebatte zu platzieren – Michel Houellebecq's »Elementarteilchen« und »Die Möglichkeit einer Insel« einmal ausgenommen. Wo-

bei Houellebecq (2005) uns allen schmerzlich klar macht, dass Alter nicht automatisch den Trost der Altersweisheit mit sich bringt, sondern wir nur noch klarer und begierlicher auf das hoffen, was unser Körper nicht mehr zu leisten vermag. Oder um mit den Worten von Wolf Jobst Siedler (2006) zu reden: »Von wem, um Himmels Willen, stammt denn die Zuversicht, dass man im Alter weise wird?« Er verweist dabei auf die Tatsache, dass die meisten Großes zwischen dem 30. und 40. Lebensjahr verbracht und den Rest der Lebenszeit nur noch daran »herumgefeilt« haben. Implizit fragt er: Was machen wir denn Sinnvolles aus der verlängerten Lebenserwartung?

Mag auch hier Kultur die Antwort sein? Denn: »Kultur ist ein vom Standpunkt des Menschen aus mit Sinn und Bedeutung bedachter endlicher Ausschnitt aus der sinnlosen Unendlichkeit des Weltgeschehens.« (Weber 1988: 180) Aber wo sind dann die oben genannten Konzepte, wo die lustvolle Sinnerwartung? Bisher kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, dass die Kultur des dritten Lebensabschnittes entweder etwas mit Henning Scherffs Alterswohngemeinschaft in Bremen, mit dem realitätsfernen Kampf der Gewerkschaften gegen das Rentenalter mit 67 oder der Idee des *Lifelong Learning* zu tun hat, das in den 90er Jahren Esoteriker und Personalchefs gleichermaßen propagiert haben. Zu denken ist aber eher an die »Marienbader Elegie«, ein sehr spätes Werk Goethes, als ein Beispiel anhaltender Produktivität. Aber Goethe war zu dieser Zeit verliebt, in das Leben und in Ulrike von Levetzow. War die Verliebtheit der Grund für die anhaltende Produktivität und Lebenslust des 74-Jährigen?

Das Alter und die Migration

In den zitierten Romanen von Houellebecq, aber auch bei anderen, wird Altern – egal in welcher Lebensphase – nicht als kulturelle Potenz in einer gesellschaftlichen Ordnung empfunden, sondern nur als moralischer Schmerz. Neben der Hinwendung zum Fremden ist es eine der vornehmsten Aufgaben, die Kultur im demografischen Wandlungsprozess übernehmen kann, dem Alter Würde und Zuversicht zu verleihen.

»Die Generation vor uns kam aus einer Welt von Unsicherheit, Angst, Armut und Krieg und erreichte eine Welt der Sicherheit und des einzigartigen Reichtums, jene Bundesrepublik, in die wir reingeboren wurden. Wir aber gehen den umgekehrten Weg: Wir waren jung in den Jahren von Wohlstand und Glück, und wir werden altern in einer Welt, die seit dem 11. September 2001 von großen Unsicherheiten und Ängsten geprägt ist.« (Schirmmacher 2004: 33)

Und bei Schirmmacher (2004: 33) weiter: »Wenn uns der demographische Krieg der Kulturen nicht ausgehöhlt, ausgebrannt und kleinmütig vorfinden soll, müssen wir zunächst der Diffamierung des Alters den Krieg erklären.«

Was bedeutet demnach »Alter«? Mittlerweile kennen die meisten die Zahlen: Die drittgrößte Bevölkerungsgruppe mit 17 Prozent bilden heute die 65-Jährigen und Älteren. Die 25-45-Jährigen bilden mit 31 Prozent die größte Gruppe, gefolgt von den 45-65-Jährigen mit 26 Prozent. Ein steigender Altersquotient wird für die nächsten 30 Jahre vorhergesagt (vgl. Statistisches Bundesamt 2003). Schuld daran ist der Geburtenrückgang, Abhilfe schafft dabei die Zuwanderung. Interessanterweise setzen sich die Besucher der Dresdner Museen zum ersten Mal mit deutlich mehr als 2 Millionen Besucher aus aller Welt so zusammen, wie die Zukunftsprognosen es prophezeien (vgl. Technische Universität Dresden 2004): Die größte Gruppe sind die »50+«. Bedeutet dies, dass die klassischen Kunstmuseen ein idealer Identitätsort für die zukünftige Gesellschaft sind oder hat die junge Generation den Bezug zur Geschichte und damit den Zugang zur Kultur verloren? Wenn diese Tendenz anhält, dann kann nur eine verstärkte Bildungsinitiative Abhilfe schaffen, damit eine zukünftige, überalterte Gesellschaft sich nicht auch kulturell im Niemandsland befindet, wo sie vermutlich auch auf die meisten entwurzelten Immigranten treffen wird.

Aufgrund der Veränderungen der wirtschaftlichen und damit finanziellen Situation wird die Bevölkerungsgruppe der »Senioren« in Zukunft zu der wichtigsten, größten und finanzstärksten Besuchergruppe für kulturelle Institutionen werden. So wünschen wir uns dies zumindest.

Gibt es aber nicht noch andere Faktoren, die bisher nicht kalku-

liebar sind? Wird die nachfolgende Gruppe der Senioren die Zeit und tatsächlich die finanzielle Möglichkeit haben, ins Museum zu gehen und Kultur im bisher bekannten Maß zu genießen? Werden längere Lebensarbeitszeiten wieder zu mehr Krankheiten führen? Wird die medizinische Versorgung nicht mehr finanzierbar? Wird Kultur nur noch ein Luxus, den sich die Gesellschaft in Anbetracht der oben genannten Szenarien überhaupt nicht mehr leisten kann – oder ist Kultur das Einzige, was diese heterogene Gesellschaft überhaupt noch zusammenhalten wird?

Vielleicht ist die Antwort simpel: Die kulturellen Institutionen werden aufgrund der finanziell ungebundenen Freizeitgestaltung von »best agers« (50+ und 60+) die Zielsetzungen und Konzepte dieser Zielgruppe anpassen. Alles nur eine Frage der Zielgruppenorientierung und Vermarktung?

Kultur und Kulturpolitik

Kurt Biedenkopf (2006) weist seit Jahren darauf hin, dass Kultur jener Faktor in einer säkularisierten Welt ist, der neben Wissen und Bildung das Fundament einer Gesellschaft darstellt, die sich aufgrund ihrer Herkunft nahezu ausschließlich auf Geschichte und Tradition berufen kann – viel mehr wird an Gemeinsamkeit nicht bleiben. Oder anders formuliert: Welche Chance besteht in einer globalisierten Welt, sich auf eine gemeinsame Kultur beziehen zu können?

Was bedeutet dies für eine Kulturpolitik der Zukunft? Es deutet auf jene Situation hin, wo alle etwas von der Kultur erwarten, die Kultur selbst aber sich eher kritisch und zögerlich ob des Anspruches und der Erwartungen verhält. Denn eigentlich müsste es der Kultur wirtschaftlich gut gehen. Tatsächlich ist aber absurderweise das Gegenteil der Fall, denn in Anbetracht der demografisch begründeten Zukunftserwartungen werden als erstes die Gelder für Kultur und Bildung gestrichen, anstatt damit das Land attraktiv für gebildete Zuwanderer und lebenswerter für eine zu zeugende Generation zu machen. Deshalb sind es vor allem unkalkulierbare Faktoren und nur vage Prognosen und Szenarien, die skizziert werden können, um zukünftige Rahmenbedingungen der Kulturarbeit zu zeigen.

Welche – kalkulierbar – veränderten Rahmenbedingungen könnten in Zukunft für eine Kulturinstitution relevant sein?

Es handelt sich um rein intrinsische Motivationen: Welche Rolle kann Kultur für eine überalterte Bevölkerung und für eine Gesellschaft spielen, die in hohem Maß Zuwanderer integrieren muss? Angesichts eines wachsenden Legitimationsdrucks auf kulturelle Einrichtungen und einer erhöhten Vermarktungserwartung bleibt die Frage, wie weit sich Kultur politisch instrumentalisieren lassen muss, um unter veränderten gesellschaftlichen Bedingungen ihre Existenzberechtigung zu beweisen. Soll sich Kultur den Alten und Migranten zuwenden oder vielmehr sehr konservativ die Werte unserer Gesellschaft demonstrativ aufrechterhalten, um zeigen zu können, dass diese Kultur auch im Wandel beständiger Identifikationsstifter ist? Mit anderen Worten: Muss die Kultur umso beständiger sein, je mehr sich die Gesellschaft wandelt? Dass das konservative Element der Kultur Deutschland auch in Wirrnissen und dramatischen Zeiten zusammengehalten hat, wird niemand leugnen wollen. Weshalb nicht auch jetzt in Zeiten der schnellen Prognosen und kurzlebigen politischen Konzepten?

Dann bleibt dennoch offen, ob zumindest die Vermittlungsziele bleiben. Welche Rolle spielt die Altersgruppe, der Generationskonflikt, die Herkunft der Migranten für die jeweiligen kulturellen Institutionen? Es ist zu bezweifeln, dass Kultur sich überhaupt an einigen wenigen Zielgruppen orientieren kann, ohne die Qualität zu verlieren. Es gibt hierfür auch keine praktikablen Beispiele, wenn man einmal von der Einvernahme der Kultur nach Revolutionen und Kriegen absehen möchte. Zwar wissen wir, dass Kultur in Krisenzeiten besonders geschätzt und geradezu emotional verehrt wird, aber was sind dann die Beweggründe, Erwartungen und Motive der demografisch relevanten Bevölkerungsgruppen?

Möglicherweise müsste der Kultur innerhalb der Biografien ein neuer Stellenwert vermittelt werden; Kultur auch im Sinne von Tätigkeit begriffen werden – in einer Zeit der Arbeitslosigkeit oder des Rentnerdaseins: also nicht das Rezipieren, sondern die aktive Teilnahme am Kulturleben zur Sinngebung – und dies in einer Zeit, in der sich sicherlich die Kommunikation unter den Menschen verändert,

sodass die soziokulturelle Dimension im Dialog der Generationen heute noch gar nicht eingeschätzt werden kann.

Es fehlen gerade im Kulturbereich Alternativen zu anderen produktiven Tätigkeiten, die im Alter den Platz der Arbeit einnehmen können: zum Beispiel das Ehrenamt. Welche Folgen können aber bei der Schaffung von diesen Tätigkeitsfeldern für (Vor-)Ruheständler im Kulturbereich entstehen und welche Auswirkungen hat dies für die Arbeitsorganisation und die Personalstruktur der Kulturinstitutionen, wenn beispielsweise immer mehr originäre Aufgaben durch ehrenamtliches Engagement ersetzt werden? Können diese Tätigkeitsfelder eine Konkurrenz für Arbeitsplätze in Zeiten der radikalen Personaleinsparung sein und würde damit nicht eine Entprofessionalisierung der hochspezialisierten Ausbildungsberufe im Kulturbereich die Folge sein?

Es gilt ebenso zu bedenken, dass der öffentliche Dienst in vielen Jahrzehnten einen hochkompetenten Bestand an Fachkräften im Kulturbereich bilden konnte. Diese Mitarbeiter genießen ein hohes Ansehen, denn der öffentliche Dienst hat immer auf Erfahrungskompetenz gesetzt. Jetzt sind es aber gerade diese Mitarbeiter, die man mit vorgezogenen Rentenmodellen besonders schnell loswerden möchte, um dann in wenigen Jahren das Rentenalter nach oben zu erweitern. Dann sind diese Fachkräfte aber längst nicht mehr vorhanden. Solche Planungen sind nicht nachvollziehbar und erst recht nicht vermittelbar.

Die Herausforderung an die Kultur

Wie viele soziale und soziokulturelle Aufgaben können Kulturinstitutionen übernehmen, ohne sich dabei von ihrem eigentlichen Auftrag zu weit zu entfernen? Wenn sich Kulturinstitutionen vermehrt als Orte der Kommunikation begreifen, ist auch Raum für das bereits erwähnte Ehrenamt. Dies gilt im besonderen Maß für das Museum, in dem Wissen archiviert und beispielsweise mit Zeitzeugen lebendig an jüngere Generationen oder Menschen mit anderem kulturellen Hintergrund vermittelt werden kann. Für solche Aufgaben müssen neue

Schlüsselfunktionen geschaffen und eingesetzt werden. Es handelt sich dabei nicht nur um eine Kompetenz im Kulturbereich, hier geht es besonders um die Bildungsvermittlung, um das Bewahren von Wissen durch Zeitzeugen. Schulen und Senioren müssen hier enger zusammengebracht werden, nicht zuletzt, um drohende Konflikte zwischen einer Alters- und einer Jugendkultur frühzeitig aufzubrechen.

Der positive Sinn im Zusammenwirken der Generationen besteht in einem Überspannen von historischen Dimensionen, im Prägen einer neuen Sicht auf Geschichte, weil man selbst an der Geschichte beteiligt ist. Frank Schirmacher (2004) beschreibt die zwei Jahrhunderte, die der alte Ernst Jünger umfassen konnte. Noch faszinierender sind die Beschreibungen der über 80-jährigen Direktorin des Puschkin-Museums, Irina Antonowa, die als Tochter eines Diplomaten aus der Sowjetunion den Beginn des Dritten Reiches in Berlin erlebt hat und sich an den Reichtagsbrand erinnert. Sie kann bis heute nicht verstehen, wie die von ihr geschätzte deutsche Kultur sich in mörderische Barbarei verwandelte und ihre russische Heimat zu vernichten versuchte. Nur vor dem Hintergrund dieser Hassliebe versteht man ihr Verhalten und ihre Einstellung zum Thema »Beutekunst«.

Kultur und der Simulator »Next Generation«

Was die Kultur benötigt, sind Exkursionen in die Zukunft und den Mut, in konkreten Szenarien zu denken und mit Fallbeispielen zu experimentieren – ohne sich von vornherein Selbstbeschränkungen aufzuerlegen: Entdeckungsexpedition ins Land der zukünftigen Generationen, ein Laborversuch, kombiniert mit einem Praxistest. Der Kultur wäre generell zu empfehlen, wieder mehr Stellung zu beziehen und Kunst mit Aussagecharakter nicht nur als Programmkunst zu deklassieren. Ganz im Gegenteil: Mehr Programme führen zu mehr Realität, wenn die Kultur den Mut aufbringt, sich mit der Wirklichkeit auseinander zu setzen. Dass dabei die Kultur ganz selbstverständlich ein stabilisierender Faktor sein kann, darf man als Verantwortlicher für die Dresdner Sammlungen von Weltklasse durchaus behaupten. Kunst und Kultur haben die Stadt in all ihren Katastrophen durch

mehr als vier Jahrhunderte hindurch stabilisiert und ihr Hoffnung vermittelt. Dies gilt in unterschiedlichem Maßstab auch für andere Städte und in gewisser Weise auch für das Individuum. Es sei an dieser Stelle an das Erfolgsprinzip der »Geschichtswerkstätten« in den 70er und 80er Jahren erinnert, denen es gelungen ist, in Zeiten des Umbruchs durch Wissen Alltagshilfe zu vermitteln. Das Erklären von historischen Zusammenhängen ist ein integraler Faktor für die Identitätsfindung. Hermann Glaser plädiert für eine Förderung des Diskurses zwischen den Generationen, um eine Aufhebung der Polarität zwischen Alt und Jung zu erreichen. Selbst wenn es noch so utopisch klingen mag, aber Glaser plädiert ferner für eine Aufhebung der Aufteilung in verschiedene Alter, da diese zu einer Segregation führt. Aus der Sicht der biologischen und entwicklungspsychologischen Erkenntnisse erscheint diese Aufhebung zwar nicht möglich, Glaser möchte aber die anthropologische Idee »Jung und Alt« als differenzierte Ganzheit verstehen (vgl. u.a. Glaser/Röbke 1992).

Immer wenn man einen Ausflug in das Utopische unternimmt, holen einen die Fragen der Finanzierung besonders schnell in die Realität zurück. Wie sollen solche Veränderungen im Kulturbereich finanziert werden? Weshalb nicht die Ziele der Wirtschaftsförderung mit denen der Kulturförderung verknüpfen, in dem beispielsweise Konsum und Tourismus viel enger mit dem Kulturbereich verbunden werden? Es sei noch provokanter erlaubt: Weshalb nicht ein Bonussystem der Kranken- und Altersversicherung mit der Finanzierung der Kultur verbinden?

An dieser Stelle sei der Ausflug aus der Realität beendet – zurück zur Alltagswelt, zum Thema Migration. Können wir im Bereich der alternden Gesellschaft noch auf einen gewissen Erfahrungshorizont zurückgreifen, dann ist das zweite virulente Thema, Migration und Kultur, noch schwerer zu fassen. Zum einen soll die eigene Geschichte und Tradition besonders sozial verbindend dargestellt werden, zum anderen muss die Kultur sich so öffnen, dass Zuwanderer egal welchen Bildungsstandes sich in der Kultur wiederfinden. Ist – wenn die Prognosen überhaupt zutreffen – nicht Migration irgendwann das Hauptthema für die Kultur? Wie wird sich die Kultur gegenüber all jenen Migranten öffnen – besonders wenn diese Öffnung sich auf die

gesamte Bandbreite der Kultur beziehen würde – von der Geschichtsvermittlung über die Kunst bis hin zur Alltagskultur?

Migration als Folge von Bevölkerungsrückgang

Welche Möglichkeiten bestehen für die Kultur bei dem Thema Migration? Sollen beispielsweise Museen mit den Menschen wandern – oder gar zu den Menschen gehen? Um überhaupt adäquat reagieren zu können, sollte man auch hier die gut gemeinten Projekte hinter sich lassen und sich der Diskussion der unterschiedlichen Arbeits- und Wissenschaftsbereiche widmen.

Die Kultur kann als Folie dienen, um Wertmaßstäbe und Kriterien zu diskutieren und diese kritisch zu reflektieren. Beispielhaft sei hier das Metropolenprojekt des Wissenschaftskollegs zu Berlin genannt, das mit einer interdisziplinären Arbeitsgruppe die Museen der europäischen Metropolen nach beredten und lebendigen Zeugnissen fremder Kulturen durchforstet.

Noch weiter geht Neil McGregor, Direktor des British Museum in London: Er lädt Immigranten aus Krisenregionen in das Museum ein, um dort gleichsam Deeskalationsprogramme innerhalb der Objektwelten der jeweiligen Krisenparteien durchzuführen.

Was tun, wenn die kulturelle Repräsentation des Fremden nicht mehr im Museum, sondern auf der Straße stattfindet? McGregor öffnet das Museum zur Straße hin und erreicht das, was jedes Museum leisten sollte: Seine Besucher in ihrer Meinung zu hinterfragen und sie für Handlungsschritte im Alltag stark zu machen.

Wie können wir uns vorbereiten? Was kann die Kultur – oder in diesem Fall das Museum – heute schon für die Einbindung von Migranten tun, ohne zuerst nach dem Loyalitäts-Fragebogen oder der Bereitschaft zur »Assimilation« zu fragen? In einer globalisierten Welt kann, ja: muss die Kultur internationale Kooperationen mit Museen aus anderen Kulturkreisen eingehen. Dieser Schritt darf kein Problem der Administration oder Kommunikation sein – das Gründen von Institutionen auf supranationaler Ebene tut Not.

Auch wenn Migration eine zukünftige Herausforderung an die Kul-

tur sein wird, möchten wir das Thema nicht noch mehr ins Uferlose ausdehnen.

Doch sei noch ein Satz am Ende erlaubt: Egal welche Herausforderungen zukünftig auf uns warten sollten: Kultur wird in prognostizierten Wandlungsprozessen – sollten sie überhaupt eintreten – eines leisten können: Zwischen biografiebedingten Ängsten und Zwängen und den gesellschaftlich vorgegebenen Lebensläufen zu vermitteln und auszugleichen.

Literatur

- Ackermann, Irmgard (1983): Gastarbeiterliteratur als Herausforderung. In: *Frankfurter Hefte* 1, S. 56-64.
- Beck, Ulrich (1999): Modell Bürgerarbeit. In: ders., *Schöne Neue Arbeitswelt*. Frankfurt am Main.
- Biedenkopf, Kurt (2006): *Die Ausbeutung der Enkel. Plädoyer für die Rückkehr der Vernunft*. Berlin.
- Bittner, Regina (2001): Die Stadt als Event. In: dies. (Hg.), *Die Stadt als Event. Zur Konstruktion urbaner Erlebnisräume*. Frankfurt am Main.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hg.) (2002): *Vierter Bericht zur Lage der älteren Generation in der Bundesrepublik Deutschland: Risiken, Lebensqualität und Versorgung Hochaltriger – unter besonderer Berücksichtigung demenzieller Erkrankungen*. Berlin.
- Djerassi, Carl (2001): Sex und Unsterblichkeit. In: Stiftung Deutsches Hygiene-Museum, *Sex. Vom Wissen und Wünschen*. Begleitbuch zur Ausstellung, Ostfildern-Ruit.
- Glaser, Hermann/Röbke, Thomas (1992): Alt werden – jung bleiben. Kultur als Herausforderung. In: dies. (Hg.), *Dem Alter einen Sinn geben. Wie Senioren kulturell aktiv sein können*. Heidelberg.
- Heintges, Valeria (2006): Das Sterbende Dorf/Neues Leben in Ruinen. In: *Sächsische Zeitung* vom 18./19. Februar 2006, S. 3.
- Houellebecq, Michel (2005): *Die Möglichkeit einer Insel*. Köln.
- Hübler, Doreen (2006): Wenige Kinder, viele Senioren. In: *Sächsische Zeitung* vom 18./19. Februar 2006, S. 3.

- Leisinger, Klaus M. (1999): *Die sechste Milliarde*. München: Novartis Stiftung für nachhaltige Entwicklung.
- Loter, Wolf (2004): Das falsche Gewicht. In: *brand eins – Wirtschafts-magazin* 6/2.
- Meyer, Michael (2005): Der diskrete Charme der Demographie. Vom konstruktiven Umgang mit der Bevölkerungsentwicklung. Ausgestrahlt im DeutschlandRadio Kultur, *ZeitFragen* am 04. April 2005, 19.30 Uhr.
- Prahl, Hans-Werner/Schroeter, Klaus R. (1996): *Soziologie des Alterns – Eine Einführung*. Paderborn.
- Proll, Uwe (2006): Der Staat sieht alt aus. In: *Behörden Spiegel II*, S. 1 und S. 15.
- Raulff, Ulrich (2005): Über den Nutzen der Kunst für das Land und das Leben. In: *HauptSacheKunst*. Eine Dokumentation zum Kunstkongress der Landesregierung Baden-Württemberg am 2. November 2005.
- Riley, M.W./Riley, J.W. (1994): Individuelles und gesellschaftliches Potential des Alterns. In: B. Baltes/J. Mittelstraß/U.M. Staudinger (Hg.), *Alter und Altern: Ein interdisziplinärer Studententext zur Gerontologie*. Berlin.
- Schirmmacher, Frank (2004): *Das Methusalem-Komplott*. München.
- Siedler, Wolf Jobst (2006): Über das Alter. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 2. Januar 2006, S. 35.
- Sieferle, Rolf Dieter (1984): *Fortschrittsfeinde?* München.
- Statistisches Bundesamt (Hg.) (2003): *Bevölkerung Deutschlands bis 2050*. Presseexemplar. Wiesbaden.
- Technische Universität Dresden, Institut für Soziologie (2004): *Gemäldegalerie Alte Meister und Grünes Gewölbe*. Abschlussbericht zu einer Befragung von Besuchern in der Gemäldegalerie Alte Meister und dem Albertinum in Dresden. Arbeitsberichte Dresdner Soziologie Nr. 20. Dresden.
- Touraine, Alain (2000): Eine unzeitgemäße Vorstellung: Das Ende Der Arbeit. In: W. Krull (Hg.), *Zukunftsstreit*. Göttingen.
- Weber, Max (1988): *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*. Stuttgart.